

Eingang in den Advent

Autor(en): **Summermatter, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 5

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auch nicht hinwegbewegt. Im übertragenen Sinne ist Rio ihr angestammter Platz am grossen Blumenfenster der Natur. Von vielen, vielen Blütenflämmchen übergaukelt nimmt ihr brennender Busch mit seinen Blütenampeln teil an der Glorie des Lichts zur Geburt des Kindes im tiefen Winter.

Auch der Weihnachtsstern, *Euphorbia pulcherrima*, aus der Familie der Wolfsmilchgewächse, reiht sich ein in die wortlose Zeugenschaft der Lichtgeburt. Ist er auch giftig und in seinem Geäder voll wölfischer Milch, so ist dennoch seine Blütenstunde erhaben. Die scharlachroten Blattrosetten an der Spitze der graziösen Blütenstengel, leuchtend wie zerplatzende Raketensterne am Blumenhimmel, waren schon immer ein Schmuck von grossem Rang in den tropischen Gärten und Anlagen. Ihre strahlig stehenden, feurig gefärbten Blätter sind jedoch keine Blüten, sondern von Blütensaft erfüllte Hochblätter, Schaubblätter: die eigentlichen Blüten im Innern der Rosette sind dagegen winzig, kleine Kleinode in wunderbarer Fassung.

Der Weihnachtsstern, die *Poinsettia*, ist im ganzen Tropengürtel verbreitet als ein Prachtmuster des um die Erdkugel geschlungenen Pflanzenteppichs. Die Gärtner unseres Heimatlandes haben sich mit ihm viel Mühe gemacht und ihn in grossen Kulturen so festlich herangezogen. Sie warfen seinen Feuerstern in den Schwarm der silbernen und goldenen Sterne, von denen die hochgestirnte Nacht heilig funkelt und erbraust.

Georg Summermatter

E I N G A N G I N D E N A D V E N T

Die letzten Dinge dieses Jahres sind eingeholt, noch hat man das Knarren eines Wagens mit gelblichen Runkelrüben im Ohr. Der Nebel verschlang ihn an der Wegkehre. Wer über die Felder geht, entdeckt nichts mehr. Das Gras ist alt und müde geworden. Ein schwarzer Apfel hängt in der leeren Krone. Nur der Wald am Horizont hat alle seine Geheimnisse bewahrt.

Es scheint, als wollte sich die Natur ganz entäussern, um unsern Blick für das Höhere freizumachen: den Sternenraum, den uralten und ewig neuen, in dem immer wieder das Licht von Bethlehem erscheint. Es mag ihn — namentlich in den letzten Monaten — manches profane Auge, das ihn sonst nie betrachtete, gesucht haben, um eine Untertasse oder sonst ein mysteriöses Himmelsvehikel zu entdecken. Vielleicht ist ihm da das Wunder dieses Himmels, unter dem wir in unsern überbeleuchteten Städten werken und hasten, wieder bewusst geworden. Von den silbernen und goldenen Flammen dieses Firmaments ist vielleicht die Erinnerung gekommen an frühere Tage, an das Elternhaus, in den Adventskranz, den man hier und da jetzt wieder unter der Lampe befestigt, mühsam mit Bindfaden oder einem Stück Seil. In der stillen Feier der ersten Kerze erblüht die uralte Hoffnung der Menschheit. Sie ist unausrottbar, diese Hoffnung, sie ist uns mitgegeben wie eine leise Ungeduld, ein immer wieder sich bemerkbar machendes Ungenügen. Wonach? Nach einem tieferen Sinn des Lebens, nach seiner Läuterung, nach seiner Erhöhung, nach einem Sinn, der in die kosmischen Bezüge einfliesst.

Es ist gut, um diese Zeit wieder das Einfache, die einfachen Dinge zu entdecken. Advent ist die leise Einleitung dazu. Wir sind allzuverstrickt, allzu behangen mit der Last dieses modernen Lebens, das uns immer weniger freimacht und immer weniger zu uns selbst führt. Den Fuss an einem Adventabend vor die Schwelle zu tun, ins Weichbild der Stadt zu wandern oder, das Dorf hinter sich lassend, in die Schweigsamkeit des Landes, ist mitunter eine heilsame Tat. Noch immer sind die Dinge in das Klima, in die Atmosphäre der Evangelien getaucht. Vielleicht, dass du eine Pferdeschnauze berührst und seltsam froh wirst in dieser Berührung, dass du einkehrst in ein stilles Gasthaus und hinter einem Glase Bier das rote Abendlicht in den Scheiben erlöschen siehst, dass du von fern Stimmen hörst, Menschenstimmen und dass du dich des alten Auftrages in deiner Brust bewusst wirst: Menschenbruder zu sein, den andern nah, weniger in dich verstrickt und in deine eigenen Bedürfnisse. Advent ist Vorbereitung. Nicht auf ein «glänzendes Weihnachtsfest», sondern zuallererst auf dich selbst. Mit dir sind allerorten Stimmen und Schritte unterwegs. Aus einer Flamme werden zwei, aus zwei ... drei. Das ist wie eine Kantate, die mit dünnen, wenigen Stimmen beginnt und darunter schon den ganzen Jubel

angesammelt hat: nun bricht er plötzlich in der helldunklen Gewalt des grossen Chors hervor.

Wir haben allzulange uns verloren an Nichtigkeiten, an Betriebsamkeit und Flitterideale, die jetzt — wir spüren es — in diesen Wochen nicht mehr bestehen können. Du sollst dir selbst begegnen und aus solcher Begegnung als ein menschlicheres Wesen hervorgehen. Das ist Advent . . .

K. Kuprecht

AN EINEN SALUTISTEN

Weihnachten in der Stadt

Du standest mitten im grauen, wirren Menschenreiben des letzten Nachmittags vor dem Christfest, und ich hätte Dich gewiss übersehen, wäre nicht Deine kleine Orgel gewesen. Ihre Töne drangen durch allen Lärm in mein Lauschen, und das Gefühl antwortete jäh mit einer wunderbaren Erschütterung. Ich blieb stehen, ein Stein des Anstosses in dem wogenden, hastenden Gefälle, und sah Dich an. Du warst mir fremd wie irgendeiner, der da lief und Weihnachtseinkäufe besorgte, aber die Bruderschaft war lebendig und zog mich zu Dir. Am Eingang der belebtesten und von allen Fremden gerühmten Strasse warst Du zum Wächter bestellt neben dem Kessel, der zwischen ein paar Stangen hing. Es war eine Art Kochkessel, wie die Touristen ihn brauchen, wenn sie auf dem Berge ihr Mahl angesichts der weiten Landschaft bereiten. In seinem Innern lagen Münzen von Nickel und ein paar wenige von Silber, und zuweilen glitt durch den schmalen Metallschlitz ein neues Geldstück, klirrte an den andern auf und blieb in dem Topf liegen. Du aber, schlichter, tapferer Soldat Deines grössten Herrn, spieltest auf der kleinen Handharfe zu seinem Lobe. Deine blaugefrorenen Hände zogen und schoben den schwarzen Balg und drückten die wenigen Tasten des rührenden Instrumentchens, das in seiner Bescheidenheit der Gerätschaft armer Strassen-

musikanten und Vaganten zweifellos zugehört. Ich kannte die Melodie, aber noch nie war ihre Milde und ihr Himmelsverlangen von solcher Schwermut verschleiert gewesen wie bei Deinem Spiel. Allen kritischen, sachlichen Hörern zugegeben; es war eine armselige, dünne und sentimentale Musik. Und doch hätte kein Engelskonzert mir das Lied ergreifender ins Herz singen können: «Näher mein Gott zu Dir, näher zu Dir.»

Du trugst die Tellerkappe des Heilsarmeesoldaten mit der Schrift darauf, und über deine Schultern hing ein dünnes, schwarzes Pelerinchen, wie es einst meine Lehrerin getragen hatte. Der Stoff reichte Dir eben bis zu den Hüften, und seine Falten bewegten sich in merkwürdigem Spiel zu der Arbeit deiner Arme und Hände. Deine beiden Füsse in den schweren Marschschuhen standen tapfer und fest in dem braunen Schnee- und trotzten der Kälte des Asphalts. Lange stand ich neben Dir, unauffällig für Dich, ein Aergernis nur für die Eiligen, die an mich stiessen oder noch rechtzeitig den Bogen um den Unzeitgemässen schlugen. Ich las in Deinem Gesicht und sieh, Du magst lächeln darüber, es ist doch wahr: Du beschenktest mich nicht nur mit Deiner Hymne auf der Harmonika, nein, auch mit Deinen Zügen und Deinem Blick, der ja nicht mir galt. Ich mag mir denken, dass so ähnlich der Brüder Franz von Assisi aussah, als er auf den umbrischen Landstrassen wanderte und Almosen erbettelte. In diesem Gesicht fand ich Einfachheit, Demut, Geduld und verzeih mir — jene Torheit, die heilig ist und ein Malzeichen Auserwählter.

Dein Blick schweifte hinüber auf die andere Strassenseite, wo ebensoviele liefen und hasteten, wo in Schaufenstern neben goldenen Sternen und Tannenzweigen all das ausgebreitet lag, was die Welt zum Fest begehrte, von dem Brillantring über die Puderdose bis zum fahlen, gespensterhaften Kalbskopf. Aber ich glaubte nicht, dass Du all dies ersahst. Deine Augen schauten in eine grosse Weite, die eigentlich nicht aussen lag. Sie waren eins mit dem, was aus dem kleinen Balg tönte und Gott lobpries. Sie wandten sich jenen zu, die sich gegen den Topf neigten und eine Münze darein gleiten liessen, und Du danktest, ohne einen Ton der Melodie zu vergessen. Dann gehörte ihr Schauen wieder jener innern Welt, die von Kälte, Winter und sinnlosem Getriebe nichts wusste. In ihr war Licht, war der grosse Stern über dem armen Stall, war das Hosiannah der Engel und die Danksagung der Hirten. In ihr war das selbst-